

Tagungsband zum Symposium, 28.08.2014

# Zeit Mensch Medizin



# Zwischen Ewigkeit und Augenblick. Vom Vor- mittag zur Menschen- zeit.

Philosoph und Publizist

Sind Sie sich eigentlich bewusst, in welcher Lage wir stecken? Der Planet, auf dem wir momentan sitzen, der rast mit 108'000 Stundenkilometern durchs All. Ringsum nichts als unendliche Leere, Energiespektakel, schwarze Löcher. Wir Winzlinge obendrauf, oder unten dran. Das sind die Dimensionen, in denen wir existieren, und das heisst auch: Das Tempo haben nicht wir erfunden.

Gibt uns das Zeit? Unsere Zeit? Führt uns das in die Zeitnot? Es fragt sich immer: Erzählt die Zeit auch etwas? Zeit und Geschichte. Wird die Zeit zur Geschichte?

Es ist ein grosser Unterschied, ob diese kosmische Zeit nur Energiespektakel und schwarze Löcher bedeutet oder bevölkert wird durch himmlische Heerscharen und dergleichen. Die Pfeile der Zeit, ist das eine Heilsgeschichte, christlich gedacht? Mit Anfang und Ende? Am Ende das Gericht? Das Urteil? Geht es um etwas? Oder geht es nur um mich? Immerhin um mich? Ist es meine Zeit? Oder ist meine Zeit aufgehoben in einem unendlich viel grösseren Drama? Christlich ist das so gemeint. Die Zeit, nicht einfach eine Ausdehnung, sondern DAS kosmische Drama zwischen den Mächten des Guten und Bösen, oben und unten und so weiter. Und wir da drin. Das heisst, unser bisschen Zeit wäre dann eine winzige Szene eines Aktes eines grossen Dramas. So füllt sich Zeit.

Das geht auch im Kleinen so. Sie alle erfahren es, mal rast die Zeit, mal steht sie still. Mal ist sie lang, mal ist sie kurz. Wenn ich mit der Geliebten spazieren gehe, ist die Zeit dann lang oder kurz? Immer zu kurz. Aber wenn ich auf sie warte, dehnt sie sich unendlich aus. Ein Beispiel für die Romantik der Zeit.

Ich werde jetzt die einzelnen Stränge des Vormittags wieder zurückführen, sozusagen auf die existenzielle Zeit. Auf die Zeit und das Individuum, Zeitnot, den Zeitgeist, den Zahn der Zeit. Ich mache das nicht durchgehend systema-

tisch, denn der Zeit ist keine Systematik gewachsen. Also eher episodisch in drei Anläufen.

——— Zeit und Zeitnot: Was fangen wir bloss mit unserem Zeitwohlstand an?

Ich beziehe mich dabei vor allem auf das Votum von Herrn Bachmann von heute morgen. Es ist gross in Mode, über Zeitnot zu meckern: Das Leben laufe so auf Vollgas, wir kämen nie zur Ruhe, nicht zur Besinnung, nicht zur Gemütlichkeit. Überall klagen die Entschleunigungs-Apostel den Stress, den Tempodruck, den Terror der Geschwindigkeit an. Und ich muss dagegen halten mit einem Lob auf die Schnelle. Mit der Lust, Gas zu geben.

Natürlich läuft unser Leben schneller als das unserer Ahnen. Hoffentlich. Oder will jemand lieber hinter dem Berg verhocken? Ohne Kühlschranks und TV und Heizung und Handy? Doch lieber mit? Hinter dem Berg, aber mit allem? Das geht nicht. Denn Technik macht Tempo. Das Feuer, das Rad, die Druck-, die Dampfmaschine, das Auto, Internet, Mobile – die Technik ist eine einzige Beschleunigungsmaschine. Und bei jedem neuen Schub regt sich die Angst, wir könnten uns im Zugwind verlieren, nicht genug Luft kriegen für das neue Tempo, aus der menschlichen Façon geraten. Siehe Charlie Chaplins *Modern Times*, wir geraten unter die Räder der Industrialisierung. Siehe Internet, wie Nicholas Carr (2008) sagt; online büssen wir unsere Contenance ein, wandeln uns zu »nervösen Flipperautomaten«.

Aber ist das ein Zeitproblem? Noch meine Eltern ruckerten sich ein Leben lang ab mit dem Lebensnotwendigen. Wissen Sie noch, was das war? Ohne Waschmaschine, ohne Warmwasser, ohne Heizung. Für eine achtköpfige Familie ziemlich happig. Für Kür blieb keine Zeit. Und nun

kommen wir und lamentieren, wir hätten einfach keine Zeit, keine Zeit zum Lesen, keine Zeit zur Ruhe, keine Zeit für – ich mag es nicht mehr hören – für mich. Wer bin ich denn? Unsere Zeit werde total aufgebraucht, beruflich durch die *Just-in-Time-Production*, privat durch die alles andere als freiwillige Agenda mit Kultur, Shopping, Fitness, Schönheit, Golf, Networking.

Ist das nicht zu komisch? Wo wir doch in einem Zeitwohlstand leben, von dem unsere Vorfahren nie zu träumen wagten. Ihnen fielen mit 40 die letzten Zähne aus. Wir rechnen dann mit weiteren 40 gesunden Jahren. Samt bezahlter Ferien plus Pension. Mit TGV und Flugzeug. Mit Staubsauger, Wasch- und Spülmaschine. Mit autonomem Rasenmäher. Mit Mobile online. Mit GPS und Apps in jeder Lebenslage.

Und jetzt frage ich Sie: Wozu das alles, wenn uns das alles keine Zeit spart?

Sind am Ende wir das Problem? Zu dumm, zu langsam, zu zerstreut? Warum sonst hätten wir keine Zeit ausgerechnet jetzt, wo wir so viel freie Zeit haben wie nie zuvor? Warum glauben wir, die Zeit laufe an uns vorbei? Simple Antwort: Weil wir die leere Zeit nicht schätzen. Beim Warten am Flughafen. Alle sagen, die Fliegerei sei auch so ein Tempodrescher. Ich finde: Ganz im Gegenteil. Bis ich nur schon am Flughafen bin. Und angekommen, kann ich nichts tun. Nur fantasieren, tagträumen. Wunderbar. Einchecken, warten, warten. Vor der Landung x Kurven drehen, weil zu viele landen wollen. Leere Zeit.

Am Feierabend. Was machen Sie denn, wenn Sie keine Zeit haben? Wir können mit leeren Stunden nichts anfangen, verplempern sie, füllen sie ab mit TV und Social Media – und sehnen uns romantisch nach dem vermeintlich unentfremdet verlangsamten Leben des Bauern vor 200 Jahren, der mittags im Weizenfeld sein Schläfchen hielt.

Und blenden aus, dass er abends sein hartes Brot mit der Grossfamilie teilte, dann wartete, bis die Kerze abgebrannt war. Gute Nacht. Darum hier drei Notizen als Korrektiv zum Tempogejammer:

Erstens: Ohne Beschleunigung kein Wohlstand. Wir müssen entscheiden: Entschleunigung oder Wahrung unsers Wohlstandes.

Zweitens: Die Schweiz ist noch nicht einmal besonders schnell. Auf Rolltreppen stehen die Leute hier so still, als hätten sie alle Zeit der Welt; in Südkorea machen das nur Touristen. Spitäler funktionieren nächtlich nur notfallmässig; in Boston tritt man abends zur Operation ein und am Morgen raus ins Büro. Wir sind relativ langsam.

Drittens: Es kommt den Menschen gar nicht zugute, wenn sie Zeit haben. Wenn sie lange ausspannen, nichts tun, die Seele baumeln lassen und wie die Langeweile sonst noch schöngeredet wird. Die Zahl der Scheidungen nimmt nach Weihnachten und Ferien zu. Haben die Menschen nichts zu tun ausser, am Pool zu liegen, Bier zu trinken, fernzusehen, überfällt sie schnell eine unendliche Melancholie oder eine Wut aufs Leben, eine miese Stimmung, für die besser wenig Zeit bleibt.

Bei all dem muss ich zugeben: Abschalten muss zwischendurch sein. Wer unentwegt drauflos rudert, verliert das Ziel aus den Augen. Also mal ans Ufer sitzen, in die Beiz, in die Kunsthalle: Antennen ausfahren, mit frischen Impressionen und Kräften die Fahrt neu aufnehmen. Das bedeutet aber nicht Zeit für mich, sondern Zeit für das Grössere, Zeit fürs Bewegende, Zeit fürs Inspirierende. Damit ich wieder in Fahrt komme.

Friedrich Nietzsche nannte die Langeweile die »Windstille der Seele«, aber nicht als Selbstzweck, sondern die Windstelle der Seele, welche der Ausfahrt zum nächsten Abenteuer vorausgeht. Prosaisch gesagt: Abschalten – um

dann aufzudrehen. Nicht nur mit frischen Kräften, sondern auch mit frischen Ideen.

---

——— Zeit und Zeitgeist: Wie wir den Zahn der Zeit bekämpfen

»Die Zeit, die ist ein sonderbar Ding«, singt die Marschallin im *Rosenkavalier*, »wenn man so hinlebt, ist sie rein gar nichts. Aber dann auf einmal, da spürt man nichts als sie. Sie ist um uns herum, und sie ist in uns drinnen.« (von Hofmannsthal 2004). Die Zeit um uns und in uns. Der Zahn der Zeit.

Ich war kürzlich am Kongress »Special Care in der Zahnmedizin«. Der Anspruch alter Leute auf lückenlose Gebisse. Der Titel meines Vortrags: Bis(s) zum Ende. Immer mehr Senioren erwarten eine Behandlung, als hätten sie noch jede Menge vor. Als gelte es – bis 95 und darüber hinaus – pausenlos zuzubeissen, zu kauen, zu verdauen. Darf man noch fragen: Was denn? Wozu denn? Müssen meine Zähne unbedingt meinen Geist überleben? Mir fiel Billy Wilder ein, der grosse Regisseur erzählte, als er grad 90 wurde, einen total unkorrekten Witz: »Ein Mann beim Arzt. Der Arzt: Was fehlt Ihnen? – Ich kann nicht mehr pinkeln. – Arzt: Wie alt sind Sie? – 90. – Arzt: Dann haben Sie genug gepinkelt.« So dürfen höchstens 90-Jährige reden. Nicht Ärzte. Schon gar nicht Zahnärzte.

Zumal die Dentalstandards den allgemeinen Humanstandards entsprechen: Die Spuren Zeit sind unkenntlich zu machen. Mit 66 fängt – frei nach Udo Jürgens – das Leben erst an, so richtig lustig zu werden. Mit Weltreisen, Golf spielen, Wildwasserabenteuer. Lästig nur, dass der Schöpfer das so nicht vorhersah, weshalb wir klapprig oder doch runzelig werden, lange bevor unsere Unternehmenslust erlahmt. Ein Zwiespalt, den nur Medizin kitten kann. Und

immer mehr kitten muss. Die Intaktheit von Haut und Haar und Zahn gilt bald als Menschenrecht. Lässt sich der Zahn der Zeit schon nicht ziehen, soll er wenigstens unsichtbar nagen. So verwandelt sich Medizin von der Kunst zu heilen zur Kunst zu optimieren. Als Agentur für Körper-*Repair*. Medizin als Instanz für egalitäre Gerechtigkeit. Zwischen jung und alt. Alles gegen den Zahn der Zeit.

Die Biologie ist keine Freundin langer Fristen. Sie investiert in die Jugend, schiebt die Alten ab. Religion wiederum, traditionell zuständig für Entschädigung, zieht auch nicht mehr richtig. Himmelsfreuden als Ausgleich für irdische Misere? Das taugte lange Zeit. Aber wir, ohne diesen Horizont, wir wollen die Entschädigung hier. Also muss Medizin es richten: glatte Haut, volles Haar, prima Potenz – und blendend weisse Zahnreihen. Wie war es denn früher? Goethe genierte sich Zeit seines Lebens wegen der Zahnlücke vorn rechts. Johann Gottlieb Fichtes Braut war bereits an der Hochzeit komplett zahnlos. Übel, aber einst normal. Heute ist normal: die Formel 80/20 – mit 80 hat ein Mensch das Anrecht auf mindestens 20 solide Zähne. Muss das sein?

Es ist eine Frage der Zeitlichkeit. Soll die Zeit, die wir gelebt haben, sichtbar sein – oder nicht? Gehört diese Zeit mir? Oder hängt sie nur äusserlich an mir? Bin ich diese Zeit – sodass die Zähne nach 70 Jahren auch nach 70 Jahren aussehen dürfen? Oder ist, was an uns wesentlich ist, zeitlos – sodass das alternde Chassis regelmässig überholt werden muss?

Der Zahn der Zeit ist der Kern der Debatte um Optimierungsmedizin. Die äussere Erscheinung als Spiegel des inneren Seins. Das Innenleben im Alter muss nicht gleich weise sein, aber es hat halt mehr hinter sich, in sich, all die Rackereien, Ausschweifungen, Enttäuschungen. Darf man die sehen? Je älter der Baum, umso zerfurchter die Rinde. Je

älter der Mensch, umso zerfalteter seine Haut. Oder wollen wir mit 80 zeitlos aussehen: glatte Haut, schwarzes Haar, weisse Zähne? Wie Gustav Aschenbach im Thomas Manns *Tod in Venedig*, der alte Geck, der sich schminkt, die Haare färbt. Komischerweise riecht das heftiger nach Tod als das vergilbteste Gebiss. Gleichzeitig ist klar: Manche 70-jährige Frau denkt, empfindet, handelt heute jünger als vor kurzem noch eine 50-jährige. Das Innenleben ist viel jünger geworden. Soll sie dann nicht auch so aussehen? Das ist ein Dilemma: Ungebremste Lebensenergie und ein abgekämpftes Gebiss, reimt sich das? Die Kluft zwischen lebhaftem Innern und abgelebtem Äusseren zu mindern, dazu – finde ich – ist ästhetische Medizin okay. Sozusagen als Konsequenz für den medizinischen Fortschritt: Da Medizin unser Leben in die Länge zieht, soll sie uns gefälligst auch davor bewahren, das halbe Leben wie zerfurchte Greise herumlaufen zu müssen.

——— Zeit und Endlichkeit: Warum bekämpfen,  
was uns lebendig macht?

Endlichkeit ist derzeit nicht hoch im Kurs. Ich versuchte zu zeigen, wie Medizin unsere irdische Aufenthaltsfrist verlängert, wie sie zwar nicht die Endlichkeit abschafft, jedoch deren Vorbote retouchiert. Dabei hätten wir ohne Endlichkeit gar keine Zeit. Oder glauben Sie, wir hätten, wenn wir unendlich lebten, auch unendlich viel Zeit?

Ich empfehle Ihnen ein Buch: Simone de Beauvoirs *Tous les hommes sont mortels*. Signor Fosca, ein Nobler aus Carmora, hatte ein Lebenselixier getrunken, war prompt unsterblich geworden – und büsst fortan die Fähigkeit ein, am Leben der Menschen teilzunehmen. Er kann nicht lieben, nicht hassen, nicht träumen, nicht verzweifeln. Da er



sowieso ewig lebt, verliert jeder Augenblick alle Spannkraft, jede Bedeutung. Als ein Reisegefährte einmal sagt, er wäre zu gern unsterblich, er würde dann gewiss die Durchfahrt nach China finden, entgegnet Fosca: »Nein, bald würdest du dich nicht mehr für China interessieren, weil du allein wärst auf der Welt. Nie hatte ich einen Freund, die Menschen haben mich immer wie einen Fremden betrachtet, wie einen Toten.« Der Unsterbliche als Toter unter Sterblichen. Für den, der niemals sterben wird, verliert alles Leben seinen Sinn. Keine Tapferkeit und keine Feigheit hat Gewicht, keine Leistung und kein Versagen. Nichts gilt ernst angesichts der Unendlichkeit der Lebensspanne. Er riskiert ja nichts, er wagt nichts, er setzt nichts ein, er gibt nichts von sich hin. Fosca endet im Stumpfsinn. Der Roman endet so: »Ich hatte nichts zu hoffen. Ich konnte mein Leben nicht einsetzen, konnte nicht mit ihnen lachen, nie waren Tränen in meinen Augen, nie Feuer im Herzen. Ein Mensch von Nirgendwoher, ohne Vergangenheit, ohne Zukunft und ohne Gegenwart. Ich wollte nichts. Ich war niemand.« (de Beauvoir 1946).

Weil Fosca alle Zeit der Welt hatte, hatte er keine Zeit. Und schon gar nicht seine Zeit. Die Zeit und die Person, die Zeit und die Existenz, dass wir jemand sind, das macht die Endlichkeit. Es ist der Tod, der uns menschlich macht. Nur der Mensch ist sterblich. Götter sterben nie, sie leben ewig. Tiere leben meist, als lebten sie ewig. Götter nehmen kein Ende, Tiere sehen kein Ende. Zu beneiden sind sie darum kaum. Die einen langweilen sich göttlich von Ewigkeit zu Ewigkeit, die andern verlieren sich animalisch von Augenblick zu Augenblick. Der Mensch hängt zwischen Augenblick und Ewigkeit. Deshalb hat er, als einziges Lebewesen, Zeit. Er hat Zeit, weil er weiss, dass er nicht endlos Zeit hat. Wer aber weiss, dass er nicht endlos Zeit hat, schreckt auf aus dem Larifari des routinierten Alltags. Das Wissen um

das unvermeidbare Ende zieht einen scharfen Riss durch unsere Existenz, weckt uns auf aus unserer biedermeierischen Dumpfheit. Der Tod, der Stachel. Der Blick aufs Ende stachelt das Leben an. Im Bewusstsein der Endlichkeit erst nutzen wir die Stunden, die uns bleiben.

Die Zeit, die Endlichkeit, die Gegenwart. Das erlaubt uns auch, manche Krankheit der Menschen besser zu verstehen, nämlich als Schwierigkeit mit der Zeit – bis hin zur dunklen Alterskrankheit Demenz. Zur Zeit verhalten wir uns ja altersgemäss: Die Jüngeren leben auf Zukunft hin, die Pensionäre versuchen es mal mit Gegenwart, den richtig Alten bleibt die Vergangenheit. Wenn wir jung sind, ist die Gegenwart selten Gegenwart, eher Basislager für Expeditionen in die Zukunft. Der Augenblick zählt wenig, er will das Futur. Wenn aber – im Alter – das Futur sich sozusagen schliesst, dann erschrickt der Augenblick. Unvorbereitet ist er mit sich allein, ohne Ausblick auf Möglichkeiten. Damit ist er schnell überfordert. Er merkt, wie er seine gewohnte Eindeutigkeit verliert. Dieser Eindeutigkeit verdankte er der Ausrichtung auf die Zukunft. Jetzt, von der Zukunft im Stich gelassen, büsst er seinen Halt ein. Der Augenblick verfließt. Das Bewusstsein verwirrt. Darin zeigt sich etwas spezifisch Menschliches: die grundsätzliche Haltlosigkeit, der unendliche Mangel an Festgelegtsein. Der Hecht und Amsel und die Katze: Sie alle sind, was sie sind, kompakt und eindeutig. Sie sind vollkommen das, was sie sind. Nur der Mensch, das zwiespältige Wesen, hängt zwischen Augenblick und Ewigkeit. Aus diesem Zwiespalt rettet er sich durch den Willen zur Zukunft. »Der Mensch ist nicht, er hat zu sein«, sagt Heidegger. Was aber hat der alte Mensch zu sein? Was hat er vor? Er sieht sich reduziert auf das, was er ist. Schlimmer: auf das, was er war. Deshalb ist es so wichtig, dass wir jetzt ein bewegtes Leben haben. Damit wir was zu erzählen haben, wenn wir nichts mehr zu leben haben.

Ein bisschen mehr sündigen ist wichtig für die Erinnerung. Der alte Mensch ist also reduziert auf das, was er war. In dieser makabren Verdinglichung dämmert die Erkenntnis, was ein Menschenleben sein könnte. Doch mit dieser Dämmerung bricht kein Morgen mehr an. Es wird Nacht. Es beginnt der Taumel des Bewusstseins. Die Demenz. Das Wanken der Dinge und des Ich.

Für uns ist jetzt – Gott sei Dank – erst mal Mittag.

---

#### Literatur und Quellen

*Nicholas Carr:* »Is Google Making Us Stupid? What the Internet is doing to our brains«, The Atlantic, 2008.

*Simone de Beauvoir:* »Tous les hommes sont mortels«, Editions Gallimard, Paris 1946.

*Thomas Mann:* »Der Tod in Venedig«, Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2000.

*Hugo von Hofmannsthal:* »Der Rosenkavalier«, dtv, München 2004.